



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Malling, Mathilda: Die kleine Marica und ihr Gemahl : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

dagegen unsern Gauern die ganz genaue Umstellung sämtlicher Buchstaben eines Wortes von hinten nach vorn geblieben zu sein, die im sogenannten back slang der englischen costers sehr gebräuchlich ist (vgl. z. B. namow für woman, ynnep für penny; auch im französischen Argot: lue für cul und in der deutschen Studentensprache: Lannep für Pennal), denn ich fand dafür nur ein Beispiel (Dieck für Kiel [Stadt] im sogenannten „Baganten-Hospital“ von 1668), während sonst nur Anfüge dazu vorkommen wie z. B. tulerisch für lutherisch, protestantisch, laschoren, fragen, wohl statt scholaren (wie ein Schüler fragen), allenfalls auch noch Triflet, Gepinst statt Filet, mit Einschiebung eines r. Häufig ist dagegen die Methode beobachtet worden, den (oder die) Anfangskonsonanten bei der ersten Silbe (oder den ersten Silben) eines Wortes zu streichen und ihn (oder sie) entweder vor der zweiten (oder den folgenden) Silben wieder einzustellen oder auch nur schlechthin in Verbindung mit einem Vokale (e, eh, ie) ans Ende zu hängen. Auf solche Weise sind dann Bildungen zustande gekommen, wie z. B. Fäbre, Fäpreh, Eäbre (dial. statt: Uäbre) für Brücke, Dbeke(h), Dppeku(h) (dial. statt Appeke) für Klappe, Dkelbe(h) (dial. statt: Ukelbeh) für Buckel, Fissewie für Wiese, Estersweh für Schwester u. a. m. Verhältnismäßig nur selten sind schließlich genaue Umstellungen von zwei ganzen Silben eines Wortes (wie das studentische „Schiedunter“ für Unterschied oder das „Tiktat“ für Taktik in der Offizierssprache) im Notwelsch anzutreffen. Hierher gehören z. B. Endegrü für Wiese, Grenze, das wohl als Transposition von Grünende oder Grün Ende aufzufassen ist, Steinholz für Holstein, das nach Art des Anagramms sogar einen neuen Sinn ergibt, Hanjo für Johann (besonders in der Verbindung Serche-Hanjo, der Tabaksbeutel, von serchen, sarchen, rauchen, jüd. sorach, übel riechen und dem hier auf eine Sache übertragenen Eigennamen Johann), endlich das sonderbare Lefranz für den Mönch, dann überhaupt den Geistlichen, Pfarrer, das keineswegs — wie einst Daniel Schwenter (1620) meinte — eine Verstümmelung des lateinischen Reverendus ist, sondern nur eine Umstellung von Franzle, der süddeutschen Verkleinerungsform des Eigennamens Franz (Fränzchen), die sich wieder als eine Abkürzung für den Franziskaner darstellt, der in den ältern Zeiten als typischer Vertreter des geistlichen Standes galt.

(Fortsetzung folgt)



Die kleine Marica und ihr Gemahl

Von Mathilda Malling

(Fortsetzung)

5



on Francisco de Silva war wirklich krank — nicht nur kränklich und nicht nur kränklich und schwach, wie er es lange gewesen war. Er selber wollte es nicht zugeben — nannte es nur Müdigkeit, aber alle wußten es und waren um ihn besorgt. Er kam nicht mehr in das Reithaus und in die Ställe hinunter, kaum mehr in den Garten, und hatte keine Kräfte mehr, die Vorlesungen der gelehrten französischen Herren über Blumen und Steine und andre ähnliche interessante Phänomene anzuhören, mit denen es dem lieben Gott gefallen hatte, die Erde zur Unterhaltung der Menschen zu schmücken. Ganz aufrecht, aber sehr blaß, saß er in seinem Lehnstuhl auf dem großen Balkon und sah in den Garten hinab und über die Mauer hinweg auf die Straße.

Er wollte es nicht sagen, denn dazu war er zu stolz, auch nahm es sich so sonderbar aus hier in Paris, wo sich alle amüsierten, aber er fühlte sich wie ein Landsflüchtiger, und es war ihm, als müsse er sterben, wenn er nicht nach El Biso zurückkäme.

Der französische Arzt kam jeden Tag; er saß da und sah zu der Decke hinauf, wenn er seinen Puls fühlte — Frasquito fand, daß er den Doktoren in Molières Komödien glich —, und nahm zwischen jedem zweiten Worte eine Priese. Deshalb war auch nie ein rechter Zusammenhang in dem, was er sagte. Es war nie etwas andres als Monsieur le Marquis — Monsieur le Marquis ... Kein Mensch konnte einen vernünftigen Satz aus ihm herausbringen: nur „hm“ und „ha“ und Monsieur le Marquis, und dann nieste er.

Aber eines Tags ließ er sich bei der Herzogin von Infantado melden, und mit ein paar demüthigen und bekümmerten kleinen, rotgeränderten Augen, mit vielen spanischen Dame und des vornehmen Patienten zu vergessen, kam er endlich damit heraus, daß er für nichts mehr einstehn könne. Es fänden sich schwarze Flüssigkeiten in dem Blute des jungen Marquis: er sei atteint de mélancholie, und das sei eine böse und traurige Krankheit — la mélancholie —, die das Jesuskind und die heilige Jungfrau vielleicht heilen könnten, der aber keine menschliche Macht Einhalt zu gebieten vermöchte. Und wenn es ihm gestattet wäre, einen demüthigen Rat zu erteilen — hier kroch und dienerte er noch mehr als bisher, und die schwimmenden Augen sahen noch bekümmert aus —, so wolle er in aller Bescheidenheit den Vorschlag machen, daß der Vater des hohen Patienten, der Marquis von Santa Cruz, sobald wie möglich nach Paris gerufen werde.

Doña Maria Leopoldina saß im Salon bei ihrer Mutter, als Maitre Barthole endlich fand, daß sein Gewissen ihn zwingt, zu reden. Sie saßen beide und sticften an einer Altardecke für das Santa Hermandadkloster bei Guadalajara. Als die Herzogin endlich begriffen hatte, was der gute und demüthige Doktor meinte, ließ sie das goldverbrämte Stück Sammet — die Tochter nähte an dem einen Ende der Decke und die Mutter an dem andern — zu Boden fallen, und indem sie Meister Barthole winkte, ihr zu folgen, begab sie sich sofort zu ihrem Schwiegersohne.

Marica war allein in dem großen Saale. Sie erhob sich nicht sogleich, sondern beugte sich nieder und legte die Altardecke und alle Nähutensilien ordentlich zusammen. Dann stand sie auf, und die Hände auf dem Rücken fing sie an, auf dem gebohnten Fußboden auf und nieder zu gehn. Erst langsam — den linken Fuß auf einer dunkeln Tafel, den rechten auf einer hellen —, sie wiegte den Körper hin und her, während sie ging, sie rechte sich, bog sich nach den Seiten, bestrebte sich, Balance zu halten, um auf der Tafelreihe zu bleiben, auf der zu gehn sie sich vorgenommen hatte. Und das nahm sie so in Anspruch — sie hatte den ganzen Vormittag gefessen und war zweimal in der Messe gewesen —, daß sie lange Zeit an nichts weiter dachte.

Dann wurde sie müde. Der Schnürleib, die langen Röcke mit den schweren Falbeln und die engen Schuhe mit den hohen Absätzen genierten sie und hinderten ihre gymnastischen Bewegungen. Sie rechte die Arme über dem Kopf in die Höhe, sodaß es in der Kleidertaille krachte, gähnte ein paarmal, stemmte die Hände vor dem Spiegel in die Seiten, um zu messen, wie schmal ihr Taillenumfang sei ... bis sie plötzlich mit schlaff herabhängenden Armen und gesenktem Kopf in eine tiefe und würdige Reverenz vor ihrem eignen Spiegelbilde versank.

In demselben Augenblicke fing sie an, daran zu denken — und eigentlich hatte sie ja die ganze Zeit daran gedacht, obwohl sie nicht hatte denken wollen —, was eigentlich geschehen war: daß der Doktor gekommen war und so viele Mätzchen gemacht und so drollig ausgelesen hatte, daß sie sich anfangs des Lachens kaum hatte enthalten können, und daß er dann endlich gesagt hatte, es müsse nach dem

Marquis von Santa Cruz geschickt werden . . . Wenn sie vernünftig darüber nachdachte, war es ja schrecklich, daß sie wirklich Lust gehabt hatte, zu lachen . . . Nun, auf alle Fälle konnte Frasquito ja doch nicht so gefährlich krank sein, denn es währte ja lange, lange, bis man von Madrid nach Paris kommen konnte . . . Erst der Bote da hinunter, und dann die Reise . . . Einige Monate wenigstens, und so lange brauchte man ja nicht daran zu denken. Er würde schon leben . . .

Sie fing wieder an, auf und nieder zu wandern, ohne mehr an die Tafeln zu denken, ernsthaft, mit gerunzelter Stirn.

Wenn nun Frasquito starb . . . wenn es wirklich so schlimm wurde . . . Sie hoffte — sie hoffte von ganzer Seele —, daß Mama oder ihr Schwiegervater es nicht für nötig halten würden, daß sie sich in ein Kloster zurückzöge. Ach Gott — nein! . . . Sie hatte ja nichts Böses getan, und sie war ja immer gut gegen den armen Frasquito gewesen — war seine Freundin und Vertraute gewesen, wie eine gute Gattin es sein mußte. Sie durften nicht auf den Einfall kommen, sie in ein Kloster zu sperren, nur weil es vielleicht das Passendste war. Nein, aber ein ganzes Jahr oder noch länger, das gelobte sie sich hoch und teuer, wollte sie in Schwarz gehn — auch nicht einen bunten Faden! — und mit doppeltem Schleier! Sie wollte Seelenmessen in zwölf, nein in dreizehn Kirchen lesen lassen, denn Christus war einer, und die Zahl der Apostel betrug zwölf (der Sicherheit halber rechnete sie Judas auch mit), und sie wollte nicht einen einzigen Menschen sehen außer Mama und Papa und ihre Brüder, nicht einmal Manolito, und ihr Beichtvater sollte sogar das Recht haben, ihr vorzuschreiben, wieviel Aves und Credos sie jeden Tag beten mußte. Und wenn sie sich in ihrem florbehangnen Wagen auf der Straße zeigte, so sollten die Menschen, die selber keine Trauer hatten, gerührt auf sie zeigen und unter Tränen flüstern:

Arme Doña Maria! Arme kleine verwitwete Marquise von El Biso! . . . Und sie wollte still sitzen wie eine Bildsäule hinter ihrem undurchsichtigen Schleier, gesenkten Hauptes, den Rosenkranz in den Händen.

Marica ging mit tief gesenktem Haupt und starrete wehmütig zu Boden. Jedesmal, wenn sie an das Ende des Saales kam, wandte sie sich auf den Absätzen um und ging denselben Weg zurück. Die Gedanken schwirrten ihr durch den Kopf — sie dachte nicht richtig, denn sie wollte ja nicht denken und hinderte sich selbst mit aller Macht daran, es zu tun, aber sie mochte wollen oder nicht, denken mußte sie doch. Sie dachte an Versailles, an den Hof — es war natürlich keine Spur von Sinn darin, jetzt nach Madrid zurückzureisen! Sie dachte an die Herzogin von Bouillon in dem blauen Kleid . . . sie fing an, ein wenig alt zu werden . . . und was für schlechte Zähne sie hatte . . . dachte an Muhme Starhembergs Palast in Brüssel, an Hoogstraeten, das jetzt Mamas ältestem Bruder gehörte, an Wien und den Kaiserhof, wo Frau von Starhemberg so viel zu sagen hatte . . . Aranjuez war nur langweilig; das sagten alle, die sich auf dergleichen verstanden . . . Manolito hatte gesagt, sie müsse Weimar und Italien sehen. Sehen! . . . Sehen! — sie blieb einen Augenblick stehn und atmete tief auf: um den Mund spielte ein anmutiges Lächeln — natürlich wollte sie alles sehen, das Leben und die Zeit lagen ja vor ihr . . .

Und dann, nach einer Weile fing sie an, über den Krieg in Amerika zu grübeln — es war eine Torheit ohnegleichen von Emanuel, daran zu denken, zu den wilden Menschen hinüber zu reisen . . . Gerade jetzt . . .

Und dann plötzlich — der Gedanke durchzuckte sie wie ein Messerstich: Was würde der Marquis von Santa Cruz sagen? . . . Frasquito war sein einziger Sohn . . . Sein einziger . . .

Marica blieb mitten im Zimmer stehn und faltete die Hände. Sie ging zu dem Madonnenbild in der Ecke und fiel auf die Knie.

Es war Abend geworden. Durch die offenen Fenster drang von der Straße herauf gedämpft der Lärm der Stadt Paris, die sich jetzt anschickte, den Sommer-

abend zu genießen. Vom Nachbarhause her hörte sie einen Wagen über das Steinpflaster rollen — sicher auf dem Wege zur Comédie française: sie wußte, daß dort eine lange erwartete Premiere war, und daß Manolito hin sollte. Die Kinder des Pförtners sangen unten Lieder — Straßenverkäufer gingen vorüber und boten das letzte feil, was sie noch in ihren Körben hatten, zu halbem Preis, fast für nichts. Die Marmorkugeln rollten, die Knaben spielten und prügelten sich, in den Türen spielten die Leute Biribi.

Marica konnte nicht länger andächtig sein, sie erhob sich von ihrem unzusammenhängenden Gebet. In demselben Augenblick ging die Sonne unter, und die Glocken im Kloster der Feuillanten begannen zu läuten — alle Glocken in ganz Paris. Der letzte rote Schein eines prachtvollen Sonnenuntergangs fiel in das Zimmer, und als sich Marica erhob, begegnete er überall ihren Augen. Der Widerschein lohete in den vergoldeten, fein geschnörkelten Ornamenten ringsumher an Wänden und Türen auf, glitt glitzernd über das sternbesäte Kleid, das die gemalte Venus an der mittlern Wand trug, und über die goldne Krone der himmlischen Maria. Die hellgelben, seidnen Bezüge auf den Stühlen und Sofas schimmerten wie Silber, jeder Goldfaden flammte, und die sonst dunkeln Farben der Wandgemälde brannten hell.

Armer Frasquito! murmelte die kleine Marquise und schloß die Augen. Es war, als ob eine kalte Hand ihr ans Herz griff, wenn sie nur daran dachte, daß er vielleicht sterben würde, und vor zwei Jahren — vor nur zwei Jahren — war Frasquito ebenso frisch und gesund gewesen, wie sie es war. Wenn sie sich Mühe gab, konnte sie seine Augen sehen, wie sie sie daheim in Guadalajara an einem Sommermorgen angesehen hatten — sie hatten das Licht, die ganze strahlende Erde, das Wasser im Teich und ihr eignes Antlitz widergespiegelt. So klar waren sie gewesen und so stark. Aber jetzt — jetzt schloß er sie immer vor der Sonne, das hatte sie bemerkt.

Marica bekam fast Lust zu weinen. Sie senkte die Stirn auf die Hände und sank wieder vor dem Madonnenbilde nieder. Jetzt konnte sie endlich richtig beten, so wie sie sollte.

Als sie den Kopf wieder erhob, war es fast dunkel. Sie hörte jemand die Thür öffnen, hörte ihre Mutter sagen:

Morgen geht ein Eilbote nach Madrid.

6

There is no world without Verona walls.

Shakespeare

Die beiden Hauskapläne der Infantados und Santa Cruz — Don Antonio Cavanilles und Don José de Biera — saßen in dem schattigen Saal und spielten Ecarté. Don Frasquito hatte ausdrücklich gewünscht, draußen auf dem Balkon allein zu sein. Dort, wo sie saßen, konnten sie beide einen Schimmer von ihm erhaschen, und von Zeit zu Zeit beugte sich Biera vor und folgte ihm eine Weile mit den Augen. Die beiden geistlichen Herren sprachen von der Oper und von Gluck, der jetzt in Paris die höchste Mode war, und Cavanilles machte eine Schilderung von dem Diner gestern bei dem spanischen Gesandten, dem Grafen von Aranda, an dem Biera aus Gründen des Zartgefühls — wegen der schweren Krankheit seines Zöglings, des Marquis — nicht teilnehmen zu können gemeint hatte.

Don Antonio hielt sich sehr lange bei der Beschreibung eines Gerichts Forellen auf, die mit Fischleber, feinen Schwämmen und weißem Wein zubereitet waren. Dann kamen sie auf die französische Küche im allgemeinen zu sprechen und gerieten beide in immer größere Begeisterung. Biera beugte sich nicht mehr so oft vor, um nach seinem Schutzbefohlenen zu sehen.

Frasquito saß, mit den Füßen auf einem hohen Schemel, ganz zurückgesunken in die Kissen des tiefen Stuhls. Zum Schutz gegen die Sonne hatte man ein

Zeltbach über den ganzen Balkon gespannt; trotzdem war es jetzt in der Mittagstunde sehr warm da draußen, und weder im Garten noch auf der Straße sah man einen einzigen Menschen.

Don Francisco war jetzt fast fünf Wochen lang krank gewesen, aber noch war der Marquis von Santa Cruz nicht nach Paris gelangt, um sich nach seinem Sohn umzusehen. Der junge Mann fragte allerdings zuweilen nach seinem Vater, aber ohne Ungeduld. Er wußte ja sehr wohl, daß eine solche Reise lange währte, und er entsann sich, wie unendlich lang sie ihm im vorigen Jahr in der Sommerwärme vorgekommen war, als er zusammen mit seiner kleinen Gemahlin deren Eltern nach Paris begleitete. Von Madrid waren sie zuerst durch Lerma, des Herzogs von Infantado eigne Stadt, gereist, dann durch Burgos und Miranda de Ebros. In der Provinz Alaba, woher die Familie Mendaza, die ursprünglich das Herzogtum Infantado besessen hatte, stammte, hatten Deputationen mehrerer Städte die reisenden Granden besucht und sie lange zurückgehalten . . . Dann war da Trun, Bayonne, Orthez, Pau, Tarbes, Toulouse, Carcassonne, Montpellier, Nîmes, Valence und Lyon — er erinnerte sich noch ganz genau der Namen, die zu erlernen ihm damals Mühe gemacht hatte. Dann war die Reise durch Macon, Chalons, Dijon, Sens und Fontainebleau gegangen . . . Sie hatte fast zwei Monate gewährt.

Aber wenn sein Vater nun wußte, daß sein einziger Sohn so krank war, konnte er sie vielleicht in etwas kürzerer Zeit zurücklegen . . . Don Francisco saß eine Weile da und grübelte ein wenig darüber, aber er war nicht sonderlich bewandert in der Geographie; er wußte nur, daß die Wege in Spanien und Frankreich sehr schlecht waren, und der Marquis von Santa Cruz mußte natürlich mit alldem Pomp reisen, der sich für ein so hohes Mitglied der Grandezza geziemt — es schickte sich nicht für ihn, mit Postpferden und von einem oder ein paar Reitknechten begleitet zu fahren.

Don Francisco seufzte ungeduldig. Er sehnte sich wohl nach dem Vater, aber vor allem sehnte er sich danach heimzukommen, heim, nach El Viso.

Er schloß die Augen, und so deutlich, als wäre es die Wirklichkeit selbst gewesen, sah er das große viereckige Gebäude, uralt und sehr verwittert, das Portal mit den verbläuten Freskogemälden, die freiliegende breite steinerne Treppe mit allen den Wappenschildern: denen der Bazans, der Egmonts, Palafox, Silvas . . . seine eignen Zimmer in dem nördlichen Giebel mit der Aussicht über die Ebne und die Stadt El Viso und das niedrige kleine Kloster Santa Clara . . .

Um Gottes willen, Frasquito! sagte eine starke und freundliche Stimme gerade über ihm. So sitze doch nicht da und stirb, ehe Santa Cruz kommt.

Don Francisco öffnete die Augen und sah ernsthaft gleichgiltig auf in Prinz Emanuels frisches, rotes Gesicht.

Salm zog ein seidnes Taschentuch hervor und trocknete seine schweißbedeckte Stirn.

Ich komme von draußen, vom Lande, sagte er. Von Madame de Bouillon, und er lächelte offen, fröhlich, das Glück in den Augen.

Manolito, sagte der junge Mann nach einer langen Pause, während deren der Prinz von Salm bekümmert darüber nachgedacht hatte, ob Frasquito überhaupt etwas von dem gehört habe, was er gesagt hatte. Willst du mir einen großen Gefallen tun?

Gern! murmelte der andre. Alles, was du willst. Er setzte sich auf einen kleinen Sessel, der an der andern Seite des niedrigen Marmortisches stand, wo ein Glas Drangenlimonade zu stehen und ein paar Bücher zu liegen pflegten.

Es ist nur ein kleiner Brief, den ich gern geschrieben haben möchte, sagte der Marquis langsamer, halb zögernd — aber ich wollte ihn gern expediert haben, ehe mein Vater kommt, und Biera will ich nicht darum bitten . . . Er . . . es würde nicht richtig von mir sein, fügte er mit Nachdruck hinzu, denn er steht ja in Santa Cruzens Brot.

Jetzt? — Ich meine, soll ich ihn jetzt schreiben? fragte Prinz Emanuel erstaunt.

Ja. Bitte nur Biera und Cavanilles, daß sie gehn. Sage, daß du bei mir bleibst, und daß niemand herauskommen solle.

Salm tat, wie der Kranke wünschte. Er holte ein Tintenfaß und ein Stück Papier aus dem Zimmer, und die Arme auf dem Marmortisch, bereitete er sich vor, Frasquitos Diktat zu schreiben.

Es ist an ein junges Mädchen, sagte der Marquis langsam. Carmen heißt sie.

Was für eine ist sie? fragte Manolito schnell — ganz erstaunt. Es war ihm noch nie in den Sinn gekommen, daß Frasquito, der doch einundzwanzig Jahre alt war, ein Liebesabenteuer gehabt haben könnte. Oder vielmehr er hatte nie darüber nachgedacht — hatte ihn nur als reinen Jungen betrachtet.

Frasquitos gelblich bleiches Antlitz färbte sich plötzlich rosenrot. Er ver-schlang nervös die magern Hände ineinander und sagte angestrengt, ohne Spur von Würde, stammelnd und verwirrt: Es ist — meine — meines kleinen Paco Mutter. Ein junges Mädchen, das — jetzt ist sie Novize im Kloster Santa Clara in El Biso.

Prinz Emanuel sagte nichts — dies hier war ja eine ganz gewöhnliche Geschichte. Aber trotzdem . . . daß Frasquito . . . Nun, er war wohl auch nicht besser als andre Männer!

Frasquito saß ebenfalls schweigend da, und Salm fing an, müde und ungeduldig zu werden. Er hustete leise und distret, halb ermahmend, halb versöhnend oder entschuldigend, indem er gesenkten Blickes Striche auf das Papier zeichnete. Wie es nun war oder nicht war, er fühlte sich ganz aus der Fassung gebracht und hatte die größte Lust, zu erfahren, wie die Sache eigentlich zusammenhing.

Und als es gar nicht schien, als ob Frasquito mehr sagen wollte, sah er endlich wieder resolut auf und fragte:

Novize, sagst du?

Ja, antwortete der junge Mann und sah ihm plötzlich gerade in die Augen. Er hatte den Kopf erhoben, und in seinem Gesicht lag ein Ausdruck, den Manolito noch nie darin gesehen hatte. Don Enrico, der Priester in El Biso, sagte, sie sei eine große Sünderin . . . Er schwieg eine Weile — dann fügte er leise und ohne weitem Kommentar hinzu: Das war sie auch.

Salm saß noch immer da und zeichnete kleine Striche auf den Rand des Papiers. Er hatte keine Lust mehr, weiter über diese — bei Lichte besehen — doch recht sonderbare Geschichte zu reden.

Und nun quälen sie das Leben aus ihr heraus mit Bußübungen und Fasten, rief Frasquito hart. Es war, als drängten sich ihm die Worte über die Lippen, und er fuhr fort: Und das alles nur, weil ich es war, der — Wäre es ein anderer gewesen, so hätte ihr niemand auch nur einen Gedanken geopfert! Sie war nur eine arme Schaffchererin — kaum siebzehn Jahre alt — und so frei wie ein junger Hase auf der Ebne. Als ich sie zum erstenmal sah, wußte sie nicht, was es heißt, einen ganzen Tag zwischen vier Wänden zu sitzen.

Salm sah auf.

War sie schön? fragte er mit einem Versuch, die Sache weltmännisch und konventionell aufzufassen.

Frasquito lächelte überlegen, fast ironisch und sah auf seine Hände nieder. Er hielt es nicht der Mühe wert, eine so banale Frage zu beantworten. Prinz Emanuel räusperte sich und sah wieder auf das Papier nieder.

Ich kann nicht von ihr sprechen, sagte Frasquito bestimmt, höflich, aber sonderbar kühl. Sie war ein einfaches Mädchen und eine große Sünderin vor Gott, aber —

Salm konnte es nicht lassen, ihn anzusehen, und begegnete seinem Blick.

Aber jetzt, wo ich sterben soll, sagte Frasquito heiser, und über sein sonst so unbewegliches Antlitz glitt ein Ausdruck von fast wilder Verzweiflung. Jetzt, wo ich sterben soll —

Er hielt jäh inne, und sie schwiegen beide ein paar Sekunden. Prinz Salm mußte plötzlich — er wußte nicht, wie es kam — an das Buch von dem jungen Werther denken, das Doña Maria las, und er sagte ganz laut, naiv, wie in einem Ausbruch von Vertraulichkeit: Das Leben hat doch wunderliche Fügungen, und es ist schwer, sich darin zurecht zu finden.

Ja, antwortete Frasquito. Willst du jetzt vielleicht so freundlich sein, anzufangen?

Salm hatte ein Gefühl, als habe er auf irgend eine Weise einen Tadel erhalten, weil er etwas gesagt hatte, was schon viel zu oft gesagt worden war, als daß es noch irgend welches Interesse haben konnte. Aber es fiel ihm nicht ein, sich verlegt zu zeigen — er schwieg und senkte den Kopf über das Papier.

Carmencita de mi vida — du meines Lebens kleine Carmen —, fing der junge Mann an zu diktieren. In seiner Stimme, die jetzt sonst so schwach war, brauste plötzlich durch die wenigen Worte ein solcher Strom von Leidenschaft und Sehnsucht, daß der Schreibende erstaunt aufsaß.

Du stirbst nicht, mein Frasquito, sagte Prinz Emanuel zuversichtlich. Laß dir das nur nicht von ihnen weis machen. Du stirbst noch nicht!

Der Brief war ganz kurz. Er handelte fast ausschließlich von dem Kinde, Paco, das der gute Priester in El Biso in Pflege hatte, und er war natürlich darauf berechnet, von diesem gelesen zu werden — die arme Carmen konnte ja nicht ein einziges geschriebnes Wort deuten. In ein paar ernstern und kurzen Sätzen versicherte Don Francisco der kleinen Novize, daß der natürliche Beschützer des Knaben, der Marquis von Santa Cruz, trotz allem sicher in reichem Maße für den sorgen werde, der durch das unwiderlegbare Recht des Blutes der letzte Don Francisco de Silva war.

Soll da noch mehr stehn?

Nein, nur daß ich hoffe, wir werden uns einmal im Paradiese wiedersehen.

Das war eine allgemeine Phrase, und Salm, der große Übung im Spanischen hatte, schrieb sie schnell nieder mit den üblichen Verkürzungen. Als er fertig war und aufsaß, saß der Kranke mit geschlossenen Augen da.

El Paraiso — er konnte nichts dafür, aber er stellte es sich immer wie der Obstgarten unterhalb El Biso im Frühling vor, mit allen den niedrigen, laubreichen Bäumen in rötlich weißer Blütenpracht. Und er gedachte der kleinen braunen Carmencita — „des jungen Hasen“ —, wie sie zusammengelauret unter dem großen, knorrigen wilden Apfelbaum gesessen hatte, der so alt war, daß er nur Blüten und nie Früchte trug.

Frei und scheu! murmelte er vor sich hin — frei und scheu . . . Er dachte an Carmencita. Und in Gedanken sah er sie in der Zelle mit dem runden weißen Brusttuch und dem schwarzen Kopfschleier über ein paar angsterfüllten und glanzlosen Augen — so wie er sie hinter dem Gitter gesehen hatte, das letztmal, als sie sich sahen. Er ballte die Hand und ließ sie auf sein Knie fallen.

Daß ich es konnte! murmelte er. Daß ich wegreisen konnte . . .

Prinz Emanuel war erstaunt — das war denn doch zuviel Wesens machen aus einer Carmencita! —, aber er hatte viel Sympathie für Frasquito und sagte nichts. Er hatte den Brief jetzt fertig und fragte, ob der Kranke imstande sei, ihn zu unterschreiben.

Der junge Mann nahm das Papier und las durch, was da stand. Während er las,kehrten die roten Flecke auf seine Wangen zurück. Mit etwas Beschwerde, von dem guten Prinzen Emanuel unterstützt, setzte er sich an dem Tisch zurecht und schrieb seinen Namen unter den Brief — seinen vollen Namen mit allen seinen Titeln.

Mein Sohn ist ein Silva, sagte er laut. Der letzte unsers Stammes, vielleicht . . . Don Francisco de Silva, so wie ich . . .

Und fast befehlend zu Salm aufsehend, sagte er: Laß ihn nicht zum Mönch machen, Manolito . . . Dann sollen sie ihn lieber nach Mexiko schicken! Wenn ich tot bin, so erinnere meinen Vater daran . . .

Warum, sagte Salm langsam und mitteilvoll, warum sprichst du nicht selbst mit deinem Vater? Warum wartest du nicht mit dem Brief, bis er kommt?

Da glitt ein Lächeln, halb ironisch, halb listig, über das Antlitz des Kranken. Er antwortete: Nein. Erst der Brief . . . Nun bin ich ja gezwungen, mit meinem Vater von Páco zu reden.

Prinz Salm holte eigenhändig ein Licht und Lack aus dem Hause. Frasquito reichte ihm seinen Siegelring und ließ ihn den Brief siegeln.

Aber es ist natürlich nicht nötig, daß die Marquise von El Biso jemals etwas davon zu wissen bekommt, sagte Frasquito, die Worte leicht hinwerfend, indem er den Ring von Salm wieder entgegennahm.

Prinz Emanuel fand natürlich, daß es ganz vernünftig und ganz in der Ordnung sei, daß Marica nichts davon erfahre, aber es war trotzdem, als ob Frasquito mit diesen Worten in einem Augenblick und für immer seine arme kleine Gemahlin aus seinem Leben auslöschte.

Nein, sagte er und blies das Licht aus, dessen Flamme man an dem hellen Sommertag kaum sehen konnte. Wozu sollte das auch gut sein? Sie ist ja nur ein Kind.

Ein Kind, wiederholte Don Frasquito. Er lächelte und sah zu Salm auf — durchdringend und mit demselben halb gutmütig verschmitzten, halb melancholischen Ausdruck, den der andre in der letzten Zeit so oft bei ihm bemerkt hatte. Dann dankte er dem Freunde höflich für den Dienst, den er ihm geleistet hatte, trank einen Schluck von seiner Drangenslimonade und grübelte darüber, wo Biera jetzt wohl sein könne.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Mit dem Besuch unsers ersten Geschwaders in Plymouth und Blythingen haben wir unsern lieben Nachbarvettern und Freunden an den Puls gefühlt. Bei England war das Ergebnis, daß die Achtung vor der deutschen Schlachtflotte in allen Organen der Presse rückhaltlos zum Ausdruck gelangte, bei den meisten Blättern freilich mit einem Anflug von Besorgnis und Mißtrauen, bei andern mit herzlicher Zustimmung. Wenn der Standard meint, England nehme rückhaltlos die Versicherung an, daß die jüngere der beiden Seemächte nur an die Verteidigung ihrer Küsten und ihres Handels denke, so ist dieses Programm doch wohl etwas zu eng gefaßt. Die deutsche Flotte hat genau wie die englische die Bestimmung, der Verteidigung unsrer Interessen zu dienen; dazu gehört allerdings zunächst die Verteidigung der Küsten und des Handels. Die Dehnbarkeit dieses Begriffs zeigt auch die Anwesenheit unsrer Flagge in Tsintau und auf dem Djangtschang. In den Times fand sich ein Hinweis darauf, daß das Geschwader ohne die Begleitung seiner Torpedoboote erschienen sei, die man auch in Kiel sorgfältig den englischen Augen entrückt habe. Das ist eine Unwahrheit. Die englischen Torpedoboote haben in Kiel Bord an Bord mit deutschen gelegen, und es ist wohl kaum anzunehmen, daß die beiderseitigen Offiziere einander nicht Besuche abgestattet haben und die Boote angesehen haben sollten. Im Wiekser Torpedoboothafen waren die Boote angehäuft, die außer Dienst waren, aber auch sie waren für jede